Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau
Nr. 105. Bromberg, den 7. Juli 1925

Die Jagd nach der Platinkugel.

Kriminal-Roman von **Rudolf Paul.**

(8. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

15. Kapitel.

Knapp dem Tod entgangen.

Die schöne Esther hielt Wort. Fast jeden zweiten Abend traf sich Riehl mit ihr an irgendeiner verschwiegenen Stelle. Dann führte sie ihn in der Regel in irgendeine Vorstadt, wo auf einem Fabrikshof in einem Kellergewölbe, bisweilen auch in den engen Zimmern einer Privatwohnung eine kommunistische Versammlung stattfand.

Interessante Typen waren es, die Riehl hier zu sehen bekam. Die einen fanatische Schwärmer, die anderen wieder fragwürdige Gestalten, denen die unlauteren Motive auf der Stirn geschrieben standen, dann wieder die zahlreichen Vertreter der blinden Herde, die auf den Führer schwört, weil er das goldene Zeitalter verspricht.

Die meisten Teilnehmer waren polnische oder jüdische Arbeiter. Unter denen, die nach ihrem Auftreten der Intelligenz entstammten, war ein starker Prozentsatz Russen.

Die Versammlungen fanden ganz heimlich statt, Wachen wurden jedesmal ausgestellt, und trotzdem erlebte es Riehl mehrmals, daß auf einen plötzlichen Warnungspfiff alles auseinanderstob. Dann begann eine wilde Hatz durch dunkle Gänge, über Mauern und Höfe, bis er sich, aufatmend, Hand in Hand mit Esther, an einer ganz anderen Straßenecke wiederfand. Oft genug war mit Erbitterung die Rede davon, daß der oder jener oder auch gleich eine ganze Gruppe eingekerkert worden seien, was dann die Meldungen der Zeitungen bestätigten.

Riehl richtete sein Augenmerk sehr scharf auf Leute, hinter denen er den gesuchten Schuldigen vermuten konnte. Aber es war ihm schwer, näher an einzelne heranzukommen. Die schöne Esther genoß zwar anscheinend allenthalben volles Vertrauen, das auch ihn deckte. Sie wechselte auch hie und da besonders mit Russen einige Worte, hielt sich aber im allgemeinen zurück. Bisweilen wollte sie Riehl über Redner, die ihm auffielen, ausfragen. Sie gab aber nur karge Antworten, und unter den Namen, die sie nannte, war Schulgin nicht. Zwei jüngere Russen verfolgte Riehl mit besonderer Aufmerksamkeit, da er aus Bemerkungen von ihnen hatte schließen können, daß sie in Deutschland gelebt hatten, einen kleinen, bebrillten, vom Stubenhockertypus, und einen hochgewachsenen mit straffem, schwarzem Haar. Aber Esther gab als ihre Namen Lewanow und Botkin an.

Unmerklich jedoch begann der Zauber des schönen und klugen Mädchens auf Riehl zu wirken. Bald ersetzten sie die Verabredung von Fall zu Fall durch ein tägliches Zusammentreffen, und wenn es keine Versammlung zu besuchen gab, gingen sie in irgendeinem Vorstadtpark auf und ab und sprachen von Rußland, vorwiegend von Politik und Literatur. Riehl erinnerten diese Gespräche an die endlosen Debatten seiner Schülerzeit, in denen bei dünnem Tee und zahllosen Zigaretten sämtliche Probleme des Daseins gelöst wurden.

Mehr und mehr rückte das gesuchte Phantom des Mörders aus dem Brennpunkt des Interesses Riehls, und seine Stelle nahm Esther ein. Riehl versuchte erst, sich hierüber hinwegzutäuschen. Aber als er es sich nicht mehr verhehlen konnte, daß er vom Morgen an das abendliche Stelldichein herbeisehnte, daß er beglückt war, wenn er mit Esther allein sein konnte, statt mit ihr seinem eigentlichen Ziel nachzugehen, ja daß seine Briefe an Lucie seltener und kürzer wurden, begann er sich über seine Lage klar zu werden. In seinem Innern begann ein quälender Kampf. Aber gerade die Erregung dieses Kampfes legte wärmere Töne in seine Sprache, wenn er mit der schönen Esther redete, trieb ihm das Blut in die Wangen, wenn er ihr im Gedränge nahe kam, ließ ihn mit lauernder Pein ihren Worten, ihren Blicken, ihrem Händedruck nachspüren, ob sich darin wohl ein wärmeres Gefühl als das bloß kameradschaftliche ausdrückte. Und wenn er glaubte, eine solche Entdeckung gemacht zu haben, fühlte er sich glücklich.

Es mochte etwa zwei Wochen nach dem Beginn ihrer Bekanntschaft sein, als sie bei einem Spaziergang in dem Volkspark von Praga ein Platzregen überraschte. Gerade konnten sie noch eine Bank unter einer dichten Eiche erreichen, während das Publikum eilig nach allen Seiten flüchtete. Wenn sie sich eng aneinander drängten, waren sie vor dem Guß geschützt. Ihr Gespräch verstummte, und schweigend sahen sie in den stürzenden Regen, in den eine ferne Gaslaterne einen matten Glanz warf.

Riehl konnte das seitlich gesenkte Gesicht Esthers nicht sehen. Aber er fühlte ihren schönen Leib nahe dem seinen, und in einer plötzlichen, unwiderstehlichen Aufwallung umschlang er sie, suchte ihre vollen roten Lippen und stammelte irre Worte.

Esther wehrte ihm nicht. Sie legte ihre Arme um seinen Hals und erwiderte seinen Kuß. Dann begann sie fast flüsternd, in den weichen Tönen der russischen Sprache: „Liebster, bleibe bei uns, geh' nicht von mir. Ich will dir gehören, wenn du bleibst. Was hast du in Deutschland?“

Arme Esther! Hätte sie Riehl nicht daran erinnert, was er in Deutschland habe, er wäre an diesem Tag bestimmt nicht, vielleicht überhaupt nicht wieder zur Besinnung gekommen. Aber jetzt war ihm plötzlich, als ruhten Lucies braune Augen traurig und vorwurfsvoll auf ihm. Fast schroff machte er sich frei und stieß heiser hervor: „Es geht nicht, Esther, es geht nicht, verzeih mir!“

Esther fuhr zusammen und saß eine Weile unbeweglich. Dann sagte sie fast gebieterisch: „Was hält dich in Deutschland fest, und was suchst du hier?“

Im Gefühl seiner Schuld erzählte ihr Riehl, was sie wissen wollte, in kurzen Worten. Als er den Namen Schulgin nannte, fühlte er, wie sie sich ihm überrascht zuwandte. Hastig fragte er: „Ist er noch hier?“ „Nein“, war die abweisende Antwort. „Oder schon in Lemberg?“ „Nein“, lautete es in gleichem Ton.

Trotz aller Erregung erkannt Riehl den Widerspruch ihres doppelten Neins, in dem vor allem die Bejahung lag, daß sie Schulgin kannte und von ihm wußte, daß er tatsächlich in Warschau gewesen war. Riehl versank einen Augenblick in Nachdenken. Ehe er zu einem Entschluß kommen konnte, erhob sich Esther plötzlich mit den Worten: „Ich weiß genug. Leb wohl“!

Bestürzt sah er, wie sie in den nur noch leise rieselnden Regen in eine Seitenallee einbog. Als er ihr folgen wollte, war sie verschwunden.

Von zwiespältigen Gefühlen gequält, kehrte Riehl heim. Bald fühlte er sich befreit und befriedigt, daß er im letzten Augenblick Herr über sich geblieben war; bald überwog der Schmerz um den jäh zerstörten Liebesrausch; bald triumphierte er über die Gewißheit, auf der richtigen Spur zu

sein; bald drückte ihn der Zweifel nieder, ob er denn seine Nachforschungen werde fortsetzen können. Spät erst fand er Schlaf, und in wirren Träumen spannen sich seine Gedanken weiter.

Klopfenden Herzens näherte er sich am nächsten Abend dem gewohnten Treffpunkt. Er blieb allein.

Am übernächsten Abend war es nicht besser.

Am dritten Tag faßte er sich ein Herz und suchte den kleinen Laden auf dem Nalewki auf. Der alte Perelmann empfing ihn wie einen Fremden und zuckte auf die Frage nach seiner Tochter nur die Achseln. Geldwechseln, was Riehl als letztes Mittel versuchte, lehnte er ab, es sei von der Regierung verboten. Dabei wußte Riehl genau, daß es nur ein Vorwand war, denn die behördliche Beschränkung des Valutaverkehrs bestand schon seit Monaten.

Es war also kein Zweifel, Esther wollte ihn nicht mehr sehen, ihm auch nicht mehr helfen. Er mußte also sehen, wie er allein weiter kam.

Tatsächlich gelang es ihm auch, an der Hand seiner früheren Erfahrungen, in einige kommunistische Versammlungen zu gelangen. Aber er merkte sofort, daß man ihn mit Mißtrauen und als verdächtigen Eindringling betrachtete. Wiederholt glaubte er sich auf der Straße und im Restaurant beobachtet. Und auffallenderweise erhielt er auch eine Vorladung auf das Polizeipräsidium mit der Aufforderung, seine Papiere vorzulegen. Diese wurden zwar in Ordnung befunden, aber der Polizeiwachtmeister, mit dem er zu tun hatte, gab ihm in spöttischem Ton den Rat, ja innerhalb der vorgeschriebenen Frist abzureisen, auf Verlängerung seiner Aufenthaltsgenehmigung könne er nicht rechnen.

Also wirkten gegen ihn unbekannte feindliche Mächte. Er grübelte darüber nach, ob Esther ihn verraten haben könne, verwarf aber diesen Gedanken wieder. Wahrscheinlich hatte er sich selbst allmählich verdächtig gemacht. Aber gleichgültig, aus welcher Ursache, stellte sich immer deutlicher heraus, daß seine weiteren Nachforschungen nicht nur immer gefährlicher, sondern auch immer aussichtsloser wurden.

In solcher trüben Stimmung schickte er sich eines Tages bei Anbruch der Dämmerung an, seinen gewohnten Spaziergang zu machen. Er hatte sich diesen Spaziergang angewöhnt, seit ihm die schöne Esther endgültig entschwunden war, und da er die Stellen mied, die er mit ihr zusammen aufgesucht hatte, ging er gewöhnlich an dem einsamen, von hohen Weidengebüschen umsäumten Weichselufer der Pragaer Seite entlang.

Zum Ufer hinab führten von dem mächtigen Viadukt der obersten, im Jahre 1915 von den Russen gesprengten und noch nicht hergestellten Brücke eine Reihe von Treppen. Riehl war eben auf dem zweiten Treppenauffatz angelangt, an dessen Brüstung, scheinbar in den Ausblick auf den Strom vertieft, ein Herr mit hochgeschlagenem Mantelkragen, die Hände tief in der Taschen, stand, als er plötzlich aus der Richtung dieser Gestalt die in hartem Deutsch, flüsternd, aber deutlich hervorgestoßenen Worte hörte:

„Nicht aufsehen, unauffällig umkehren, Lebensgefahr."

Riehl besaß Geistesgegenwart genug, nach den Weisungen des Unbekannten zu handeln. Auf dem nächsten Treppenabsatz blieb er selbst wie absichtslos stehen. Mit halbem Blick sah er noch, daß der unbekannte Warner eben oben um den Eckturm des Viadukts verschwand. Dann schielte er, während er anscheinend die vom Abendhimmel schwarz sich abhebende Silhouette Warschaus betrachtete, nach unten. Wirklich, im Schatten des Brückenbogens und weiterhin, zwischen den Weidenbüschen, lauerten verdächtige Gestalten.

Riehl klopfte das Herz. Er führte seine Rolle aber geschickt weiter durch. Er zog die Uhr, machte eine Geste, als sei es unerwartet spät, wandte sich und eilte die Stufen hinauf. Beim Umkehren sah er noch, wie einer der Wegelagerer unter der Brücke hervorstürzen wollte, aber von seinem Genossen zurückgehalten wurde. Er atmete auf, als er, oben angelangt, einige Passanten und sogar einen Polizisten erblickte. Von dem unbekannten Warner, den er wohl als seinen Lebensretter ansehen mußte, war keine Spur mehr zu sehen. Wenn er sich den flüchtigen Eindruck vergegenwärtigte, den er von ihm gehabt hatte, kam ihm willkürlich jener Russe namens Botkin in Erinnerung, den er auf kommunistischen Versammlungen gesehen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Tom Sawyers Abenteuer.

Von Mark Twain.

Deutsche Übersetzung von Margarete Jacobi.

(28. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Jetzt war alles bereit und die Jungen schlüpften in das Loch, Tom voran. Sie krochen mühsam bis zum andern Ende des kleinen Stollens, befestigten dann ihre Leine und drangen weiter vor. Wenige Schritte brachten sie zu der Quelle, und Tom fühlte sich von einem kalten Schauder überrieselt. Er zeigte Huck das übriggebliebene Dochtrestchen, das mit einem Klümpchen Lehm an der Felswand befestigt war, und beschrieb, wie er und Becky verzweifelnd dem letzten Aufflackern und Erlöschen der Flamme zugesehen.

Die Jungen sprachen jetzt nur noch im Flüsterton, denn die Stille und Trostlosigkeit des Orts bedrückte ihre Stimmung. Sie schritten weiter und kamen an jenen andern Gang, der an dem vermeintlichen „Abgrund" endete. Beim Kerzenschein stellte sich indessen heraus, daß hier kein unergründlicher Abgrund, sondern nur eine steile Lehmwand von zwanzig bis dreißig Fuß Tiefe war. Tom flüsterte:

„Jetzt will ich dir 'was zeigen, Huck."

Er hob die Kerze hoch und sagte:

„Sieh' 'mal so weit um jene Ecke als du kannst. Siehst du 'was? Dort, an dem großen Felsblock da drüben, — mit Kerzenrauch geschwärzt?"

„Tom, 's ist ein Kreuz!"

„Nun, und wo ist Nummer Zwei? Unter dem Kreuz, he? Grad dort hab' ich den Indianer-Joe gesehen, wie er seine Kerze in die Höhe hob, Huck!"

Huck starrte eine Weile auf das geheimnisvolle Zeichen und brachte dann mit zitternder Stimme:

„Tom, laß uns machen, daß wir fort kommen!"

„Was, und den Schatz im Stich lassen?"

„Ja, lieber. Dem Indianer-Joe sein Geist treibt sich gewiß hier herum."

„Bewahre, Huck, hier nicht! Der spukt an der Stelle, wo der Kerl gestorben ist, am Ausgang drüben — fünf Meilen von hier!"

„Nee, Tom, das glaub' ich nicht. Der spukt bei seinem Geld herum. Ich weiß, wie's Geister machen, und du weißt's auch!"

Tom begann zu überlegen, daß Huck am Ende recht haben könne. Böse Ahnungen stiegen in ihm auf. Plötzlich kam ihm ein erlösender Gedanke.

„Denk' doch nach, Huck, wir sind alle beide Narren! Wie kann denn ein Geist da herumspuken, wo ein Kreuz ist!"

Das war ins Schwarze getroffen.

„Tom, daran hab' ich gar nicht gedacht. Aber so ist's. Das Kreuz ist 'n Glück für uns. Wir wollen nun 'mal da hinab klettern und nach der Kiste schauen."

Tom ging voraus, indem er während des Absteigens rohe Stufen in die Lehmwand schnitt. Huck folgte. Vier Gänge führten aus der kleinen Höhle, in welcher der Felsblock stand. Drei davon untersuchten die Jungen ohne jeden Erfolg. Sie fanden einen kleinen Schlupfwinkel, in dem ein Bündel wollener Decken lag, dazu ein alter Hosenträger, ein Stück Schinkenschwarte und die rein abgenagten Knochen von zwei oder drei Hühnern. Die Goldkiste aber war nirgends zu erblicken. Die Jungen durchsuchten alles und durchsuchten's noch einmal, umsonst! — Tom sagte:

„Es hieß unter dem Kreuz. Hier sind wir am nächsten darunter. 's kann doch nicht unter dem Felsen selber sein, der sitzt fest auf dem Grunde auf, was nun?"

Wieder suchten sie überall herum und setzten sich dann entmutigt nieder. Huck wußte nichts weiter vorzuschlagen. Nach einer Weile sagte Tom:

„Sieh' 'mal her, Huck, da sind Fußspuren und Talgtropfen im Lehm auf dieser Seite des Felsens, und zwar nur hier. Das hat 'was zu bedeuten, am Ende liegt das Geld doch unter dem Felsen. Ich grab' 'mal hier im Lehm nach."

„'s ist kein dummer Gedanke, Tom", erwiderte Huck lebhaft.

Toms Messer war im Augenblick zur Hand und er hatte kaum vier Zoll tief gegraben, als er auf Holz stieß.

„Na, Huck! Hörst du das?"

Huck begann jetzt ebenfalls zu wühlen und zu kratzen. Bald waren ein paar Bretter bloßgelegt und weggenommen. Die hatten eine natürliche Spalte verborgen, die unter den Felsen führte. Tom kroch hinein und hielt seine Kerze so weit hinunter, als er konnte, vermochte aber das Ende des Spaltes nicht zu sehen. Er schlug daher vor, weiter zu forschen, bückte sich und kroch vorwärts; der schmale Spalt führte allmählich nach unten. Er folgte dem sich windenden Lauf erst nach rechts und dann nach links, Huck auf seinen

Fersen. Als Tom wieder um eine scharfe Wendung bog, rief er plötzlich:

„Herr, du meine Güte, Huck, sieh hier!"

Es war die Goldkiste, die da stand, gewiß und wahrhaftig, in einer schmucken kleinen Höhle, zusamt einem leeren Pulverbeutel, ein paar Gewehren in Lederhülsen und einem alten Gürtel, alles durchnäßt von niedersickernden Wassertropfen.

„Gefunden, endlich gefunden!" jubelte Huck, indem er mit den Händen in den funkelnden Münzen wühlte. „Jetzt sind wir aber reich, Tom!"

„Ich hab' sicher drauf gezählt, Huck, und doch ist's fast zu schön, um wahr zu sein. Aber haben tun wir den Schatz, soviel ist sicher. Laß uns weiter keine Zeit verlieren jetzt, sondern die Geschichte flink in Sicherheit bringen. Zeig' mal her, ob ich die Kiste heben kann."

Diese wog vielleicht fünfzig Pfund. Tom konnte sie nur mit Mühe heben, an ein Fortschaffen war nicht zu denken.

„Dacht' mir's wohl," sagte er, „damals im Gespensterhaus trugen die Kerle ziemlich schwer dran, — hab's gleich bemerkt. Gut, daß ich die kleinen Säcke mitgenommen habe."

Das Geld war bald in die Säckchen verteilt und die Jungen trugen es hinauf nach dem Felsblock mit dem Kreuze.

„Jetzt wollen wir die Gewehre und das andre Zeug noch holen," schlug Huck vor.

„Bewahre, die lassen wir schön dort. Das können wir alles wundervoll brauchen, wenn wir erst Räuber sind. In der Höhle feiern wir dann unsre Orgien, 's ist dort grad' wie gemacht für Orgien!"

„Was ist denn das — Orgien?"

„Was weiß ich? Aber Räuber halten immer Orgien und das müssen wir natürlich auch tun. Vorwärts, Huck, wir müssen schnell machen, sind schon zu lange hier gewesen. 's wird wohl schon spät sein, hungrig bin ich auch; aber wir wollen doch erst essen und rauchen, wenn wir im Boot sind."

Kurz danach traten sie aus den Sumachbüschen hervor, schauten vorsichtig nach allen Seiten aus, sahen, daß die Luft rein war und saßen bald kauend und rauchend im Boote. Als eben die Sonne im Begriff stand unterzugehen, stießen sie ab. Tom ruderte in der stetig zunehmenden Dämmerung längs des Ufers hin, und lustig plaudernd landeten sie kurz nach Einbruch der Nacht.

„Jetzt, Huck," rief Tom, „verstecken wir das Geld im Holzschuppen der Witwe Douglas, und morgen früh komm' ich dann und wir zählen und teilen den Kram und suchen dann im Wald nach einem Platz, wo wir ihn sicher vergraben können. Du bleibst jetzt hier ruhig liegen und bewachst die Herrlichkeit, ich hol' indessen geschwind Meister Taylors Handkarren. Bin gleich wieder da!"

Er verschwand und kehrte nach kurzer Zeit mit einem Karren zurück, in welchen er die beiden Geldsäcke legte, ein paar alte Lumpen drauf warf und sich dann mit seiner Last auf den Weg machte. Am Haus des alten Wallisers blieben die Jungen stehen, um einmal auszuruhen. Als sie eben weiter wollten, trat der Alte heraus und rief:

„Hollah, wer ist da?"

„Huck und Tom Sawyer."

„Schön, und nun schnell vorwärts, Jungens, alles wartet auf euch. Na, los, flink, lauft zu, ich will den Karren schon ziehen, her damit. Meiner Treu, der ist nicht so leicht, als er sein könnte. Backsteine drauf oder altes Eisen?"

„Altes Metall", sagte Tom lakonisch.

„Dacht' mir's doch, dacht mir's doch. Die hiesigen Jungens machen sich viel Arbeit und vertrödeln viel Zeit, um so altes Eisenzeug aufzutreiben, für das sie doch nur ein paar Pfennige bekommen in der Gießerei, viel mehr Zeit und Mühe, als sie brauchen würden, um ebensoviel mit ehrlicher Arbeit zu verdienen. Na, liegt 'mal so in der menschlichen Natur, läßt sich nicht ändern. Na nur flink, vorwärts, vorwärts!"

Die Jungen wollten wissen, weshalb solche Eile nötig sei.

„Fragt jetzt nicht lang, — nur zu, werdet's schon sehen, wenn wir zur Witwe kommen."

Huck fühlte böse Ahnungen in sich aufsteigen. Er war gewohnt, daß man ihn fälschlicherweise dummer Streiche bezichtigte.

„Herr Jones, ganz gewiß, wir haben nichts getan", beteuerte er zaghaft.

Der Alte lachte herzlich.

„Wer weiß Huck, mein Junge, wer weiß? Bist du denn nicht gut Freund mit der Witwe?"

„O ja, jedenfalls ist sie freundlich mit mir gewesen!"

„Na — also! Weshalb hast du dann Angst?"

Huck war sich über die Frage noch nicht ganz klar geworden, als er sich schon mit Tom in den Salon der Frau Douglas hineingeschoben fühlte. Jones ließ den Karren an der Tür stehen und folgte ihnen.

Das Haus war strahlend hell erleuchtet, und jeder, der im Städtchen irgendetwas zu bedeuten hatte, war zugegen: Thatchers waren da und Harpers, Rogers, Tante Polly, Sid, Mary, der Pfarrer, der Redakteur und noch viele andere, und alle in festlichem Gewande. Frau Douglas empfing die Jungen so herzlich, wie man zwei so aussehende Menschenkinder empfangen konnte. Sie waren mit Lehm und Talgtropfen förmlich überzogen. Tante Polly wurde feuerrot vor Verlegenheit, legte die Stirn in drohende Falten und schüttelte vorwurfsvoll und mißbilligend ihr graues Haupt gegen Tom. Niemand aber konnte verlegener, beschämter sein, als die Jungen selber. Herr Jones sagte:

„Tom war noch nicht zu Hause; ich hatte schon alle Hoffnung aufgegeben ihn herbeizubringen, aber just vor meiner Haustür stolperte ich dann über die beiden, und da hab' ich sie eben mitgebracht, wie sie gingen und standen."

„Und das war sehr recht", bekräftigte die Witwe. „Kommt mit mir, Jungens!"

Sie nahm sie mit sich in ein Schlafzimmer und sagte:

„Jetzt wascht euch und zieht euch an. Hier sind zwei neue Anzüge, Hemden, Socken, alles vollständig. Die gehören dir, Huck, — nein, keinen Dank weiter, — Herr Jones hat den einen gekauft und ich den andern. Leihst Tom den einen heut' Abend, werden ja wohl beiden passen. Flink also hinein. Wir warten so lange. Kommt schnell herunter, wenn ihr euch genug gestriegelt habt."

Und sie ging.

(Fortsetzung folgt.)

Das Dirndl.

Von Hede Linsmayer.

(Nachdruck verboten.)

Jedermann gab zu, daß Fräulein Hilde-Lore Tanner eine sehr elegante junge Dame war, wie es sich übrigens auch für die Privatsekretärin eines großen Verlagshauses gehört. Es war demnach nicht erstaunlich, daß sie im allgemeinen ziemlich noble Passionen hatte, verwunderlich aber war eines: sie besaß zwei ganz ordinäre Eigenschaften. Erstens aß sie für ihr Leben gern Bratwurst mit Sauerkraut und zweitens putzte sie mit Begeisterung Schuhe! Wieso diese beiden „proletarischen" Eigenschaften sich mit dem sonstigen kaprizösen Wesen der jungen Dame vertrugen, konnte kein Mensch ergründen, jedenfalls steht fest: das leckerste Gericht auf der Speisekarte verblaßte für Hilde-Lore zu einem Schemen, sobald Bratwurst darauf stand, und was ihre Schuhe anbetrifft, so hätte es beileibe kein Sterblicher wagen dürfen, sie etwa zu putzen.

Diese letztere durchaus ehren- und nachahmenswerte Eigenschaft hatte einmal ein niedliches kleines Erlebnis zur Folge. — — —

Hilde-Lore Tanner und ihr Lieblingskollege, der dicke Toni mit dem schwarzen Lockenkopf und die unvermeidlich zum Kleeblatt gehörige Kollegin Resi hatten beschlossen, eine gemeinsame Ferienreise ins Gebirge zu unternehmen. Emsige Vorbereitungen wurden getroffen und schließlich eines schönen Tages die Rucksäcke gepackt und nach München gedampft. Nach einem kleinen Abstecher an den Starnbergersee ging es denn auch bald zum Kochelsee, wo der Aufstieg zum Herzogenstand beginnt.

Bei strahlendem Sonnenschein trat das vergnügte Trio die Wanderung an. Oft perlten dem dicken Toni helle Schweißtropfen von der Stirn, die jedoch mit einigen kräftigen Schnäpsen immer wieder getrocknet wurden. — Die kleine Gesellschaft gelangte schließlich bei den Unterkunftshäusern an, als eben die Dämmerung hereinbrach. Es war gerade noch ein Zimmer frei und man machte es sich darin so bequem, als es in einem Gebirgsunterkunftsheim möglich ist.

Es schlief sich trotzdem sehr gut in dem primitiven Quartier, so gut sogar, daß alle drei den berühmten Sonnenaufgang verschliefen, von dem sie eigentlich schon wochenlang phantasiert hatten.

Hilde-Lore war die erste, die das beim Erwachen wehmütig konstatierte, sintemalen sie gerade von einem vorwitzigen Sonnenstrählchen gekitzelt wurde. Indes die zwei Gefährten sich den Schlaf aus den Augen rieben, plantschte sie schon kräftig in der Waschschüssel herum, stülpte dann mit einem kühnen Schwung das schwarze Dirndlkleid über, packte sich, ein munteres Liedchen vor sich hin trällernd, die drei Paar Bergstiefel und das Schuhputzzeug auf den Arm und entschwand mit fliegenden Haaren. Am Ende des Korridors an dem breiten Fensterbrett postierte sie sich auf und begann ihre Stiefelputzerarbeit.

Zwei Paar Stiefel standen schon blitzblank auf dem Boden und das dritte Paar näherte sich bereits seiner Vollendung, als ein hübscher, junger Herr vorüberging. Er stutzte, als er das barfüßige, wirrhaarige Dirndl bemerkte, kehrte dann, anscheinend sehr erfreut, wieder zurück, streckte dem eifrigen Fräulein sein Bein vor die Nase und sagte: „Bitt schön! Mir auch! Großartig, daß es hier sogar Schuhputzdirndl gibt!“

Hilde-Lore, die allen Lebenslagen die humoristische Seite abzugewinnen verstand, lächelte liebenswürdig und bürstete an den fremden Füßen herum, daß es ein wahrer Staat war. Der junge hübsche Herr pfiff unterdessen behaglich einen Operettenschlager, besann sich aber dann plötzlich und rief aus: „Ach Gott ja! Ich habe ja noch ein Paar schmutzige Schuhe im Rucksack!“ Er eilte fort und kam triumphierend mit einem Paar Stiefel wieder zurück, denen man es ansah, daß sie schon lange mit keiner Schuhbürste in Berührung gekommen waren. Er stellte sie auf das Fensterbrett, zog sein Portemonnaie, zückte eine Silbermark und sagte: „Hier ist das Trinkgeld! Bitte die Stiefel dort vor jene Tür zu stellen!“ Und er zeigte mit der ausgestreckten Hand auf eine Zimmertüre. Hilde-Lore knixte und lächelte spitzbübisch hinter dem davonstampfenden Fremden drein. Die originelle Verwechselung machte ihr Spaß, — — immerhin — einen kleinen Denkzettel mußte der Ahnungslose doch haben. Sie huschte blitzschnell zu den verblüfften Gefährten hinein, kramte ihr Notizbuch aus dem Rucksack und schrieb auf ein loses Blatt:

„Mein Herr! Ihre Silbermark ist eine so wesentliche Bereicherung meiner Reisekasse, daß ich nicht umhin kann, Ihnen dafür meinen tiefgefühltesten Dank im wahrsten Sinne des Wortes „zu Füßen zu legen!“

Hilde-Lore T., Privatsekretärin.

Diesen Zettel befestigte sie mit einer Sicherheitsnadel an den Schnürriemen, stellte die Stiefel vor die bezeichnete Türe und eilte davon. — Daß bei den drei Freunden bald ein homerisches Gelächter losbrach, ist unnötig zu erzählen. Auch das Frühstück stand noch sehr unter dem Zeichen der allgemeinen Heiterkeit.

Da das Wetter klar und schön war, wurde beschlossen, auf den etwa 20 Minuten entfernten Gipfel mit dem Pavillon zu steigen, von dem aus man einen ganz prächtigen Rundblick genießt.

Unsere drei Wanderer standen lange in stummes Schauen versunken. Als die Zeit schließlich zum Abstieg drängte und Hilde-Lore sich zuerst zum Gehen wandte, wurden ihre Augen sehr groß und sehr erstaunt und in ihr rundes Kindergesicht stieg eine zarte Röte: in dem Pavillon saß der Fremde mit den geputzten Stiefeln!! Das unvermutete Wiedersehen war so komisch, daß beide gleichzeitig losplatzten. Der hübsche junge Herr sprang aber rasch auf, stellte sich vor und erschöpfte sich in Entschuldigungen.

Sie haben sich nachher sehr angefreundet, die beiden, und aus dem dreiblättrigen Kleeblatt wurde für einige Tage ein vierblättriges.

Hilde-Lore Tanner hat ihre ordinären zwei Gewohnheiten nicht aufgegeben. Sie behauptete übrigens, die „Dirndlzeit“ wäre entschieden die schönste im ganzen Jahr gewesen!

Ein weiser Spruch.

Von Alfred Flemming-Penig.

(Nachdruck verboten.)

Ibn ben Amir, der jugendliche Sohn des reichen Teppichhändlers Amir, war in Bagdad als einer der größten Tierquäler bekannt. Eines Tages lustwandelte Safed der Weise vor den Toren der Kalifenstadt. Da sah er, wie Ibn ben Amir einem gefangenen Vogel die Augen ausstechen wollte und verbot es ihm. Der mutwillige Jüngling verlachte aber den Rat des Weisen und verspottete ihn noch obendrein. Als Safed bemerkte, daß seine wohlgemeinten Mahnungen nichts fruchteten, versetzte er Ibn ben Amir eine Ohrfeige.

Am anderen Tage standen Safed der Weise, Ibn ben Amir und sein Vater vor Harun al Raschid, dem Beherrscher Bagdads. Amir, als Kläger, forderte Recht für die seinem Sohne angetane Schmach, während Safed bescheiden zur Seite stand.

„Was kannst du zu deiner Rechtfertigung angeben, Safed?“ fragte Harun, als Amir geendet.

„Beherscher der Gläubigen,“ begann Safed, „ehe ich mich rechtfertige, will ich dir eine Frage vorlegen. Was würdest du tun, wenn ein fremder Mensch deinem Bruder die Augen ausstechen wollte?“

„Ich würde ihn hart bestrafen,“ warf Harun ein.

„So wisse denn, großer Harun, daß ich sämtliche Geschöpfe, die Allah gleich uns erschaffen, als meine Brüder und Schwestern betrachte. Kannst du mir jetzt noch verargen, daß ich Ibn ben Amir gezüchtigt habe?“

Harun schüttelte sein Haupt, dann fuhr er sich durch den Bart und sagte zu Amir gewendet: „Safed ist im Rechte gewesen. Dein Sohn hat sich nicht an Safeds Bruder zu vergreifen. Ibn bekommt 50 Stockschläge und du zahlst 200 Goldstücke, weil die Erziehung deines Sohnes eine falsche war. Da Safed mit seinen Geschwistern nicht teilen kann, fließt das Geld in die Staatskasse.“

Also geschah es.

Bunte Chronik

* **Das musikalische Amerika.** Erstaunlich groß ist die Zahl der Grammophone, die in Amerika jährlich gekauft und verkauft werden. Nach einer Statistik sind allein im Jahre 1924 über eine Million Grammophone hergestellt worden, so daß allein in diesem Jahre auf je hundert Einwohner ein Grammophon kommt. Die Zahl der Schallplatten, die in demselben Jahre fabriziert wurden, betrug über 100 Millionen. Also für jeden Amerikaner eine Schallplatte im Jahre! Übrigens haben auch die Klaviere mit fast 400 000 eine stattliche Zahl erklommen. Wenn man dazu noch die zahlreichen Rundfunkanschlüsse nimmt, die auch zum großen Teil musikalischen Zwecken dienen, ist man fast versucht, Amerika das musikalischste Land der Erde zu nennen.

*

* **Frischer Mutterwitz.** Die „Westminster Gazette“ gibt folgendes Beispiel von „Pats“ Mutterwitz. Es handelt sich um eine Schießerei und ein irischer Zeuge sollte aussagen, was er von der Geschichte wisse. „Haben Sie den Schuß gesehen?“ fragte der Richter. „Ich habe ihn nur gehört“, war die ausweichende Antwort. „Das ist kein genügender Beweis“, donnerte der Richter, „setzen Sie sich!“ Der Zeuge wandte sich, um die Zeugenbank zu verlassen und lachte höhnisch, als er dem Richter den Rücken zukehrte. Der Richter war entrüstet über diese Unverschämtheit, rief den Zeugen zurück und fragte, wie er sich unterstehen könne, im Gerichtssaal zu lachen. „Haben Euer Gnaden mich lachen sehen?“ fragte der Sünder. „Nein, aber ich habe es gehört“, war die zornige Antwort. „Das ist kein genügender Beweis“, antwortete Pat mit größter Seelenruhe und einem listigen Zwinkern der Augen. Und nun lachte alles, nur der Richter schaute grimmig drein.

*

* **Sicherung von Geldtransporten in Amerika.** Das Neueste auf diesem Gebiete ist ein kleiner Koffer zum Geldtransport, der mit einigen Rauchbomben ausgestattet ist. Wird z. B. ein Geldbote auf dem Wege von der Bank zum Werk angegriffen, dann drückt er auf einen Knopf, und die Rauchentwicklung setzt ein. Da sie 12 Minuten anhält, genügt dies schon in vielen Fällen, die Banditen von dem Kofferraub Abstand nehmen zu lassen. Aber selbst wenn es ihnen gelingt, den Koffer fortzuschaffen, haben sie, wie die „Umschau“ hierzu mitteilt, ihr Ziel nicht erreicht: Die Scheine sind nämlich durch den Rauch so verfärbt worden, daß sie im Verkehr kein Mensch annimmt. Einen Umtausch solcher gezeichneten Scheine bei einer Staatsbank kann sich wohl der rechtmäßige Eigentümer gestatten, der Straßenräuber aber wird mit ihnen sofort angehalten. Alles in allem scheint es sich also um eine praktische Neuerung zu handeln.

Lustige Rundschau

* **Die starken Zigarren.** „Wünschen Sie die Zigarren leicht oder stark, gnädige Frau?“ — „Geben Sie mir die stärksten, die Sie haben, mein Mann zerbricht sie nämlich immer so leicht in seiner Tasche.“

*

* **Zeitgemäß.** „Denken Sie nur, damit der Gerichtsvollzieher bei Meyers nicht so oft aus- und einzugehen braucht, hat er sich bei ihnen gleich ein möbliertes Zimmer gemietet.“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.